Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 8 (1924)
Heft: 12: Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins : Schweizernummer

Artikel: Schweizerdeutsche Ausdrücke für Naturerscheinungen
Autor: Ezabrowsky, Manfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419568

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aber das sind ja alles nur Wörter und Wendungen, und eine Sprache ist kein Wörterbuch und keine Phraseologie, sondern ein Strom von Sprachlauten, in deren Stimmbewegung sich unwillkürlich und sinnbildlich ihr tiefstes Wesen offenbart. Man müßte den Tonfall eines »Eh, gscheih nüt Bösers!« ... »Bhüet di Gott und zürn mer nüt!« oder eines »Öppis Dumms eso!« ... und »Ja wole, dir wett-i chüechle!« übersetzen können, um die Seele der Mundart wiederzugeben.

Allein hier hat alle Übersetzungskunst ein Ende.

Bern. Otto v. Greyerz.

Mundartliches bei Schweizer Schriftstellern.

In seiner Abhandlung »Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart« rühmt Ludwig Tobler die Kunst Gottfried Kellers, der die von Bitzius (Jeremias Gotthelf) bevorzugte Mischung verschmäht habe. Keller schreibt an Storm, daß man nur in der einen und allgemeinen Sprache schreiben sollte. Aber bezeichnet nicht gerade der Schleswig-Holsteiner alles seinem Lande Eigentümliche, besonders was mit dem Meere zusammenhängt, niederdeutsch? Dem »Schimmelreiter« schickt er ja selbst ein Wortverzeichnis voraus. Wie verhalten sich die neueren, z. T. noch lebenden Schweizer Schriftsteller zu ihrer Mundart? Bitzius geht von der Schriftsprache aus; diese ist aber in Wortschatz, Wortform, Satzbau und Stil durch und durch mundartlich gefärbt.[1]) Doch sei eine treffende Bemerkung des jüngst verstorbenen Prof. Dr. Ferdinand Vetter erwähnt, daß nämlich bei Bitzius die Hauptbegriffe in dem kräftigen Ausdruck der Volkssprache erscheinen. So hat die auf den ersten Blick willkürliche Sprachmischung doch einen tieferen Grund. Dasselbe ist teilweise bei den neueren Schweizer Schriftstellern der Fall.

Einer der sprachreinsten Dichter ist K. F. Meyer; aber auch er flicht, gewiß mit vollem Bewußtsein, mundartliche Ausdrücke in seine Rede, z. B. das unpersönliche Zeitwort »es beelendet mich« für »es dauert mich«. Ähnlich braucht G. Keller vereinzelt schweizerische Wörter, z. B. äufnen für mehren, zutun für anschaffen.

Karl Spitteler, der sich auch im Umgange mit Schweizern der Schriftsprache bedient, — ein ganz vereinzelter Fall — verschmäht trotz seiner kunstvollen Ausdrucksweise doch keineswegs Anleihen aus der Mundart, auch nicht in dichterischen Werken von höchstem Stil wie im Olympischen Frühling, z. B. batten (nützen), Waibel, ein Hämpflein (eine Hand voll). In den »Jodelnden Schildwachen«: »Drauf bog er um den Albisrank«. — »Seht ihr das Rathaus dort am Stutz?«.

Besonders zahlreich finden sich mundartliche Wendungen bei solchen Schriftstellern, die das Landleben, also das ursprünglichste Volkstum, schildern, wie Meinrad Lienert, Alfred Huggenberger, Ernst Marti, zum Teil auch Jakob Boßhart, Isabelle Kaiser u. a., dann auch bei solchen, die mit Vorliebe schweizerdeutsch schreiben, wie Rudolf v. Tavel, Simon Gfeller. Aber auch Maria Waser, die in Zürich wohnende Bernerin, die meist städtische Verhältnisse schildert, bedient sich oft der Mundart mit vollem Bewußtsein und in künstlerischer Absicht; dasselbe ist von dem aus dem Aargau stammenden Adolf Frey zu sagen. Mehr unwillkürlich sind mundartliche Eigenheiten bei dem Berner Albert Steffen und dem Basler Paul Siegfried.

1) Näheres in meiner Abhandlung über »Die Sprache Gotthelfs« in den Mitteilungen der »Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich« Heft II, 1897.

Dagegen ist die Sprache Ernst Zahns, J. C. Heers, H. Federers im allgemeinen rein.

Ohne auf die einzelnen Schweizer Mundarten einzutreten, können wir unterscheiden:

1. Mundartliche Wortbiegungen wie: Kösten (Huggenberger), wegen selben (Esther Odermatt).

2. Mundartliches Geschlecht, z. B. der Bauerngewerb (Huggenberger), das Tunnel (Ermatinger), am Nasenspitz (Steffen)

3. Mundartliche Wortformen, z. B. Maitli (Lienert), Tubak (M. Waser), das Bratis = der Braten (v. Tavel).

4. Mundartliche Wendungen wie: Es hat noch immer Blumen drin gehabt = sind ... gewesen (Lienert), einem wüst sagen = einen schelten (Ad. Frey), Hudel und Habe verlieren (Boßhart).

5. Mißverständliche Wörter, d. h. solche, die in der Mundart einen andern Sinn haben als in der Schriftsprache, wie lernen für lehren (Lienert), lehren für lernen (Steffen), vergönnen für mißgönnen (Is. Kaiser).

6. Mundartliche Wörter, die ohne Erklärung gebraucht werden: eineweg für dennoch (Huggenberger), Tolken für Klecks (M. Waser), störenweise für »periodisch« (v. Tavel).

7. Mundartwörter mit Erklärung: Bungert für Baumgarten, Hofreite für Hofraum (Boßhart).

Von dem mundartlichen Reichtum an Schallnachahmungen und anschaulichen Ausdrücken, an Kraftwörtern und Verkleinerungen bieten auch unsere Schriftsteller eine große Auswahl.

Bern. Heinrich Stickelberger.

Schweizerdeutsche Ausdrücke für Naturerscheinungen.

Naturerscheinungen empfindet das phantasievolle Volk mit Vorliebe menschlich oder dämonisch, gerade wie Dichter, und häufig stärker und wirklicher als diese. In abgelegenen ländlichen und gebirgigen Gegenden ist sogar der alte Mythos noch jetzt zu Hause, z. B. der Glaube an die wilde Jagd oder Wuotans Heer, Wüetis Heer, 's wüetig Heer, besonders als Vermenschlichung des Gewitters und des Sturmes. In Graubünden findet man besonders die verwandte Erscheinung des Toote(n)-Volkes oder Nacht-Volkes, ferner die Berg-Mannli, Wild-Mannli und Nebel-Männli. Auch die Windsbraut spielt noch da und dort eine Rolle: der Wirbelwind gilt als Wirkung einer Hexe, die sich in seiner Mitte aufhält, der Winds-Braut oder Wind-Häx. Am Walensee läßt der Buscheler, Büscheler seinen Ruf busch, busch oder büüsch, büüsch hören, der Sturmwind, der als Vorbote eines Unwetters durch die Felsen, Wettertannen und Sennhütten fährt.

Auch in mehr oder weniger scherzhaften Namen und Wendungen mögen mythische Vorstellungen nachklingen. Auf jeden Fall sind es Zeugnisse für vermenschlichende, künstlerische Auffassung der Natur. Der Napf-Hans ist im Entlebuch der Wettergeist des Berges Napf; der Wätter-Hans im Zürichbiet die Kuppe des Speers als Verkünder des Wetters. Allenthalben kennt man die Wetterregel vom Hut oder Degen oder Kragen eines Berges. Das von Ritzinen herstürmende Hagelwetter nennen die Walliser den Ritzi Bueb. Große Schneeflocken, wie sie besonders etwa im April fallen, sind manchenorts Bättel-Buebe(n) oder Bättler; das zerfetzte Aussehen wird dazu Anlaß gegeben haben. Blaue Flecken bei allgemein bewölktem Himmel heißen im Zürichbiet scherzweise

Schniider; offenbar vergleicht man sie mit Menschen von zweifelhaftem, unzuverlässigem Charakter. 's Bärner Maitli lüpft de(n) Rock, es gi(b)d guet Wätter heißt eine Wettervoraussage; 's Bärner Maitli ist der westliche Himmel. Im Solothurnischen heißt es etwa: das Wätter bööset; g'sehsch dört obe(n), wie's böögget a(n) der Geißflueh obe(n); — es böögget bedeutet ja eigentlich »es vermummt sich«; anderswo sagt man 's Wätter üebt si(ch), d. h. es will sich ändern, kämpft gleichsam mit sich selbst; und besonders stimmungsvoll: es loset, es horcht auf, wenn eine völlige Windstille einem Regen oder Gewitter vorangeht; man könnte die Stimmung einer solchen Stille nicht besser ausdrücken und verdichten; wie ausdrucksvoll ist doch es loset gegenüber der »völligen Windstille«. Wenn die Nebel sich in die Tiefe hinunterlassen, was ein Zeichen von Regen ist, hört man im Luzernischen: d' Näbel wei(n) i(n) See abe(n) ga(n) suuffe(n). Der Wind orgelet ei(n)s i(n) de(n) G'wättene(n), er orgelt, pfeift und brummt im Balkenwerk; 's ist en böse(r) Ma(nn) dusse(n) sagt man zu Kindern, wenn ein kalter Wind weht. Der Biiswind schüüßt sich der Chopf ii(n), wenn er zu heftig weht und vermutlich bald aufhört; er mag sich heiter g'lauffe(n), wenn der Wind seine eigenen Nebel aufzehrt und heller Witterung Platz macht. Der Wind erscheint auch als der alte oder älteste Mann, Bürger aus einer Gegend: der alt Davooser (in Davos), der eltist Batte(n)bärger (auf der Höhe von Beatenberg); der eltist Landsma(nn) ist in Uri und andernorts der Föhn. Bei uns in Graubünden ist der Föhn besonders wichtig als der Schnee-Fräßer und Trunbe(n)-Chocher. Der Bränner heißt im Glarnerland der beißende, »brennende« Nordwind. Als Geiß-Mörder sind manchenorts die März- und Aprilwinde verrufen. Der Holz-Huuser ist in Guttannen ein Wirbelwind, der in den Wäldern wie ein Holzfrevler haust; der läng Blaaser im Bernbiet die Bise, die meistens mehrere Tage anhält. In Nidwalden heißt »der sausende Wind« (Homer) auch Blaasi. Der Flootschi ist in Zug der Südostwind, der gewöhnlich Regen bringt, eigentlich einer, der flootschet, d. h. durch Wasser und Kot watet; der Zündi, also »Zünder«, der Blitz, der bei Homer der »flammende« oder »blendende« heißt.

Auch das Gelände zeigt etwa Leben, das sich als Tätigkeit fühlen und unter phantasievollen Leuten in den Namen hineinzaubern läßt, wie bei Homer der Ida »der Ernährer der Quellen« heißt oder in »Hermann und Dorothea« der Quell nach seinem Wesen »der rinnende«. Risler, Rislere(n) ist nicht selten für Orte, wo der Boden rutscht, wo Sand und Kies herabrieselt, ähnlich Rutscher. Fallere(n) als Name eines Waldes ist »die Fallende«. Chnüü(w)-Bräche(n), Bei(n)-Bräche(n), d. h. schlechte Bergstraßen oder -pfade, sind wörtlich »Brecherinnen der Kniee oder Beine«; eine steile Halde mit dem Namen Schaf-Bräch ist eigentlich ein Ort, der den Schafen die Beine brechen könnte. Ein Brüel ist ein brüllender Wasserschwall, — bei Homer »der tosende Fall«, »der wirbelnde Strom«, die »rauschende Woge«, »die rollende Woge«, »das wallende Wasser«. Schieß ist ein dahinschießender Bach. Besonders sinnlich und saftig ist der Name Gorxi für ein nasses Grundstück; der Boden ist da offenbar als der Gurgelnde, Aufstoßende bezeichnet oder als einer, der da unter den Füßen ächzt und gurgelt, und das Komische, das schon in der Anwendung des Zeitwortes gorxe(n) auf den »toten« Erdboden steckt, wird unterstrichen durch die Kraft der Bildungssilbe -i. Bei Vättis gibt es einen Görbs-Bach (Görbs = Rülpser). Leben, Wirksamkeit, Eigenart kommen in solchen Namen zum Ausdruck. Der Eggiwiil-Fuerma(nn) für die Geschiebe führende Emme ist aus Gotthelf bekannt.

Was wir hier an volkstümlichen Ausdrücken für Naturerscheinungen nachgewiesen haben: Vermenschlichung, Beseelung, ließe sich natürlich an Hunderten von Beispielen aus anderen Gebieten nachweisen, bei der Benennung von Tieren (Hopsger für Frosch), Pflanzen (Höckerli für Buschbohnen, Zuelnegeri für eine unfruchtbare Rebe), Körperteile (Schnörcherli für Nasenlöcher), Krankheiten (Chroosli für Husten) und andere Zustände (Lurggi für Rausch, Linderli für Homers »gliederlösenden Schlummer«), auch für tote Gegenstände (Läuferli für Schiebefenster) usw. Dergleichen kommt natürlich in allen Mundarten und auch in der Schriftsprache vor, hier sollte nur der Reichtum unserer Mundart gezeigt werden.

Chur. Dr. Manfred Szadrowsky.

Vorläufer des Deutschschweizerischen Sprachvereins.

Notker III., auch Teutonicus (der Deutsche) oder Labeo (der Großlippige) zubenannt, †1022. Aus einem Brief:

Dem hochwürdigen Herrn Bischof Hugo von Sitten entbietet Notker, der Mönch beim hl. Gallus seinen Gruß..... Es gibt gewisse kirchliche Bücher und hauptsächlich solche, die in den Schulen gelesen werden müssen, zu deren vollem Verständnis niemand gelangt, der nicht zuvor jene (gewisse Lehrbücher) in sich aufgenommen hätte. Um unsern Schülern den Zugang zu ihnen zu erleichtern, habe ich ein fast ungewöhnliches Unternehmen gewagt, den Versuch nämlich, lateinische Schriften in unsere Sprache zu übersetzen .... (Boethius, Cato, Vergil, Terenz, Aristoteles, Psalter, Hiob ....) ... Immerhin weiß ich, daß du zuerst davor zurückschrecken wirst als vor etwas Ungewohntem. Aber nach und nach werden sie sich dir vielleicht empfehlen, und du wirst sie um so besser lesen und tiefer verstehen können, als man das, was in der fremden Zunge kaum oder gar nicht verständlich gewesen wäre, in der Muttersprache schneller begreift. ....

Aegidius Tschudi (1505—1572), Verfasser der Schweizerchronik, die als Quelle für Schillers »Tell« gedient:

Und so nun tütsche spraach zuo eigner gschrifft gebracht, ouch aller dingen worten an iro selbs volkommen gnuog ist, so wöllend yetz die tütschen Cantzler, ouch die Consistorischen schryber uns wider zuo latin bringen, könnend nit ein linien one latinische wort schryben, so sy doch der tütschen genuog hettend, machend, das menger gemeiner man, so kein latin kan, nit wissen mag, was es bedüt .... wöllend also unser tütsch, so ein erliche spraach ist, verachten, bruchind ouch etwa wälsche wort .... Die nüwen Cantzler sind so naswyß, ... mischlind also latin und tütsch under einandren; were nützer gar latin oder gar tütsch. (Aus der »Rhaetia« 1538).

K. F. Meyer. Eintrag in eine Selbstschriftensammlung:

Der Schweizer Schriftsteller soll das Bewußtsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige seines nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen. (1881.)

Aus »Huttens letzten Tagen«:

Was spricht der Geck das liebe Deutsch nicht rein
Und mischt so garst'ge fremde Brocken ein? (Paracelsus.)